

(Nachdruck verboten.)

37]

## Foma Gordsejew.

Noman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Der blonde Bursche blickte Foma erstaunt an und fragte:

„Sollen wir vielleicht die Wolga austrinken?“ Und dann wiherte er auf und erklärte, indem er den Kopf schüttelte:

„Das können wir nicht . . . wir würden alle plazen!“

Foma wurde bei seinen Worten verlegen und blickte um sich: die Bauern lächelten düster, geringschäkig und bissig. Und dieses Lächeln stach wie Nadeln.

Ein ernster Bauer mit einem großen, grauen Bart, der bis jetzt den Mund nicht aufgethan hatte, öffnete ihn jetzt plötzlich, näherte sich Foma und sagte langsam:

„Und wenn wir die Wolga auch bis auf den Grund austrinken und noch diesen Berg dazu essen — so wird auch das vergessen, Euer Gnaden. Alles wird vergessen . . . das Leben ist ja lang . . . Wir können keine Sachen machen, die über alles hoch hinausragen. Wir können aber so ein Gerüst aufstellen . . .“

Nachdem er das gesagt hatte, spuckte er skeptisch vor seinen Füßen aus, wandte sich gleichgültig von Foma ab und glitt in die Menge hinein, wie ein Keil ins Holz. Seine Rede machte Foma ganz niedergedrückt; er fühlte, daß die Bauern ihn für dumm und lächerlich hielten. Und um sein Ansehen als Herr in ihren Augen nicht zu verlieren, und um die schon ermattete Aufmerksamkeit der Bauern wieder auf sich zu lenken, setzte er eine wichtige Miene auf, blies die Wangen komisch auf und schmetterte mit durchdringender Stimme die Worte heraus:

„Ich schenke Euch . . . drei Eimer Schnaps!“

Die kurzen Reden sind immer inhaltreicher und vermögen immer einen starken Eindruck hervorzurufen. Die Bauern traten vor Foma ehrerbietig zurück, verneigten sich tief vor ihm und dankten ihm mit einem freundigen, dankbaren Lächeln und mit lautem Beifallsgemurmel für seine Freigebigkeit.

„Bringt mich ans Ufer,“ sagte Foma, der fühlte, daß die in ihm wieder aufflammende Erregung von kurzer Dauer sein würde. Ein Wurm faugte an seinem Herzen, und ihm war traurig zu Mut.

„Mir ist schlecht zu Mut!“ sagte er, als er in die Hütte trat, in der Sascha in einem eleganten rosa Kleid am Tisch beschäftigt war, indem sie Flaschen und Schüsseln darauf ordnete. „Mir ist schlecht zu Mut, Alexandra. Wenn wenigstens Du etwas für mich thun könntest?“

Sie blickte ihn aufmerksam an, setzte sich auf die Bank zu ihm und sagte, indem sie ihre Schulter an die seinige schmiegte:

„Wenn Dir schlecht zu Mut ist, dann willst Du etwas. Was brauchst Du?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete Foma und schüttelte traurig den Kopf.

„Denke nach, suche danach . . .“

„Ich kann nicht denken. Beim Denken kommt nichts heraus.“

„Ach Du . . . Stind, Du!“ sagte Sascha leise und geringschäkig und rückte von ihm fort. „Dein Kopf ist Dir ganz überflüssig.“

Foma hatte ihren Ton nicht aufgefangen und ihre Bewegung nicht bemerkt. Er stützte sich mit den Händen auf die Bank, neigte sich vor, blickte auf den Fußboden und sprach, sich mit dem ganzen Körper wiegend:

„Manchmal denkt man und denkt . . . die ganze Seele wird einem mit Gedanken wie mit Bech beledt . . . Und auf einmal verschwindet alles, als versinke es irgend wohin . . . In der Seele ist dann dunkel, feucht und ganz leer wie in einem Keller, es ist nichts drin! Es ist furchtbar . . . als ob man nicht ein Mensch, sondern ein Abgrund wäre . . . Was ich brauche?“

Sascha blickte ihn von der Seite an und begann nachdenklich halblaut zu singen:

„Ach, wenn der Wind bläst — steigt der Rebel vom Meer herab . . .“

„Ich will kein solches Leben führen, das ist ekelhaft! Immer dasselbe: die Menschen, der Zeitvertreib und der Wein. Ich werde zornig und möchte am liebsten alle schlagen . . . Die Menschen gefallen mir nicht . . . was sind sie? Wann kann nicht verstehen, warum die eigentlich leben? Und wenn sie die Wahrheit sprechen . . . wem soll man da zuhören? Der eine sagt das, der zweite etwas anderes . . . Und ich kann nichts sagen.“

„Ach, das Leben ohne dich, mein Lieber, ist leer —“

sang Sascha und blickte auf die Wand vor sich.

Und Foma wiegte sich immer und sprach:

„Manchmal fühle ich mich vor den Menschen schuldig . . . alle leben und lärmern, und ich fürchte mich, und ich gloke nur vor mich hin. Es ist, als fühle ich keinen Boden unter mir. Meine Mutter hat mich wohl mit dieser Gefühllosigkeit bedacht! Der Pate sagt, sie war wie Eis . . . Und es zog sie immer irgend wohin. Auch mich zieht es hin . . . zu den Menschen zieht es mich. Ich würde hingehen und sagen: Helft, Brüder, lehrt mich! Ich verstehe nicht zu leben! Und verzeiht, wenn ich schuldig bin! Wenn ich aber um mich blicke, ist niemand da, dem man's sagen kann. Niemand braucht es . . . alle sind Schurken! Und sie scheinen sogar schlechter zu sein, als ich es bin . . . ich schäme mich wenigstens, so zu leben, wie ich es thue. Und ihnen macht das nichts! Sie leben weiter.“

Foma fügte heftige Schimpfworte hinzu und verstummte, Sascha brach das Lied ab und rückte noch weiter von ihm ihm fort. Vor dem Fenster stürmte der Wind und warf den Staub an die Fensterscheiben. Auf dem Ofen raschelten die Schaben, indem sie über ein Bündel von Stenpähnen krochen. Auf dem Hofe brüllte irgendwo klaglich ein Kalb.

Sascha blickte Foma lachend an und sagte:

„Dort brüllt noch ein unglückliches Geschöpfchen. Du solltest zu ihm gehen; vielleicht werdet Ihr Euch verstehen . . .“ Sie legte ihm die Hand auf den kraushaarigen Kopf und stieß ihn scherzhaft in die Seite. „Du solltest darüber nachdenken, wozu solche Menschen wie Du nötig sind. Warum stöhnst Du? Wenn Dir das lustige Leben zuwider ist, dann nimm Dein Geschäft vor.“

„O Gott,“ sagte Foma und wiegte den Kopf, „es ist schwer, so zu sprechen, daß man einen versteht . . . es ist sehr schwer!“ Und er schrie vor Gereiztheit fast auf: „Was für ein Geschäft! Es zieht mich nicht hin! Was ist denn dieses Geschäft? Nichts als ein Wort, und wenn man tiefer hinein sieht, bis auf die Wurzel, dann ist's ein Unsinn! Versteht'ich das denn nicht? Ich verstehe alles, ich sehe, ich fühle es! Nur ist meine Zunge stumm . . . Was für einen Zweck hat das Geschäft? Das Geld? Ich habe viel davon! Ich kann Dich damit ersticken, Dich bis über den Kopf damit verschütten . . . Alle diese Geschäfte sind nichts wie Betrug. Ich sehe ja viele Geschäftsleute — nur und wie steht's mit ihnen? Sie haben eine große Eier in sich, sie stürzen sich aber absichtlich in die Geschäfte hinein, um sich selbst nicht zu sehen . . . Sie verstecken sich, die Teufel . . . Nun, versuche nur, sie von diesem Wirrwarr zu befreien, was wird dann geschehen? Sie werden sich wie Blinde überall hindrängen, werden ihren Verstand verlieren und verrückt werden! Ich weiß es! Und Du glaubst, daß das Geschäft dem Menschen Glück bringt? Nein, das stimmt nicht, dazu gehört noch etwas, das ist noch nicht alles! Der Fluß fließt, damit man auf ihm fährt, der Baum wächst, um Nuzen zu bringen, der Hund hütet das Haus . . . man kann für alles auf der Welt eine Daseinsberechtigung finden! Nur die Menschen sind, wie die Schaben, auf der Erde ganz überflüssig . . . Alles ist für sie da, und wozu sind sie da? Was?! Worin besteht ihre Daseinsberechtigung? Gaha!“

Foma triumphierte. Ihm schien, er habe etwas Unüberwindliches für die Menschen und etwas Gutes für sich gefunden. Und da ihm das große Freude machte, lachte er laut.

„Hast Du keine Kopfschmerzen?“ fragte ihn Sascha besorgt und blickte ihm prüfend ins Gesicht.

„Mir thut die Seele weh!“ rief Foma leidenschaftlich aus. „Und sie thut mir darum weh, weil sie . . . gerade ist . . . und sich mit wenigem nicht zufrieden giebt. Sieb

Ihr Antwort, wie man leben soll, und wozu? Zum Beispiel der Pate, der ist klug! Er sagt: erschaffe Dir das Leben! Er ist der einzige, der so ist. Nun, ich werde ihn fragen, warte nur! Und alle sagen, das Leben hat uns zu Grunde gerichtet! Das Leben hat uns erstickt . . . Ich werde auch sie fragen . . . Wie soll man sich denn das Leben erschaffen? Man muß es dabei in den Händen halten, man muß es beherrschen. Man kann ja nicht einmal einen Topf machen, wenn man den Thon nicht in die Hand nimmt.

„Höre,“ sagte Sascha ernst, „meiner Meinung nach müßt Du heiraten — das ist alles!“

„Wozu?“ fragte Foma und zuckte die Achseln.

„Du brauchst einen Zaun.“

„Gut! Ich lebe ja mit Dir. Ihr werdet wohl alle gleich sein? Die eine ist nicht süßer als die andre. Vor Dir hatte ich eine . . . von derselben Art wie Du. Jene hat's aber aus Liebe gethan . . . ich habe ihr gefallen, und da war sie einverstanden. Sie war gut . . . übrigens war's aber dasselbe wie mit Dir, obgleich Du schöner bist als sie. Mir hat aber eine Dame gefallen . . . eine richtige Dame, eine Adelige. Man hat davon gesprochen, daß sie ein lustiges Leben geführt. Ich hab' sie aber nicht haben können. Ja—a . . . Sie war klug, gebildet, wohnte schön . . . Ich habe manchmal gedacht — hier werde ich das Richtige kosten! Ich habe es nicht erreicht; wenn's mir aber gelungen wäre, würde alles vielleicht eine andre Wendung genommen haben. Es hat mich zu ihr hingezogen . . . ich habe geglaubt, ich komme nicht mehr los. Und jetzt hab' ich's mit Wein vertrunken und verlöscht und es vergessen. Und auch das ist nicht gut. . . Ach, der Mensch! Er ist, die Wahrheit zu sagen, ein Schuft . . .“

Foma schwieg eine Weile und wurde nachdenklich. Sascha erhob sich von der Bank und ging durch die Hütte, indem sie sich in die Lippen biß. Dann blieb sie vor ihm stehen, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und sagte:

„Weißt Du was? Ich werde von Dir fortgehen.“

„Wohin?“ fragte Foma, ohne den Kopf zu heben.

„Ich weiß nicht . . . es ist ganz einerlei!“

„Und warum?“

„Du sprichst so viel Ueberflüssiges . . . Es ist langweilig bei Dir. Du machst einen traurig . . .“

Foma erhob den Kopf, blickte sie an und lächelte wehmütig:

„Birklich? Ist's möglich?“

„Es ist so! Weißt Du, wenn ich nachdenke, verstehe ich, was Du sagst und warum Du es thust. Ich gehöre ja auch zu dieser Art . . . wenn meine Zeit kommt, werde auch ich über all das nachdenken. Und dann wird's mit mir aus sein . . . Jetzt ist es aber noch zu früh für mich. Nein, ich will noch leben, und dann soll geschehen, was geschehen muß!“

„Und wird's mit mir auch aus sein?“ fragte Foma gleichgültig, denn er war durch seine Reden schon ermüdet.

„Gewiß!“ antwortete Sascha ruhig und überzeugt. „Alle solche Menschen gehen zu Grunde. Wer einen steifen Charakter und dabei keine Vernunft hat, kann kein ruhiges Leben führen! Das sind wir . . .“

„Ich habe gar keinen Charakter,“ sagte Foma und streckte sich. Dann schwieg er und fügte hinzu: „Auch keine Vernunft . . .“

Sie schwiegen eine Weile und schauten sich in die Augen.

„Was sollen wir also thun?“ fragte Foma.

„Wir wollen zu Mittag essen.“

„Nein, überhaupt? Später?“

„Später . . . Ich weiß nicht.“

„Du gehst also fort?“

„Ja, wir wollen uns noch zum Abschied amüsieren. Wir wollen nach Kasan fahren und dort lustig sein, daß es eine Art hat. Ich werde damit von Dir Abschied nehmen.“

„Gut!“ willigte Foma ein. „Das gehört sich so beim Abschiednehmen. Ach, Du bist ein Teufel! Das ist ein lustiges Leben! Weißt Du, Sascha, man sagt von Deinesgleichen, daß Ihr eine Eier aufs Geld habt und Diebinnen seid . . .“

„Reinetwegen,“ sagte Sascha ruhig.

„Kränkt Dich das nicht?“ fragte Foma neugierig. „Du bist aber nicht gierig . . . es ist ja vorteilhaft für Dich, mit mir zu leben; ich bin reich, und Du gehst fort. Du bist also nicht gierig.“

„Ich?“ Sascha überlegte es sich und sagte mit einer Handbewegung: „Vielleicht bin ich's nicht — was ist aber“

dabei? Ich bin ja noch nicht ganz gesunken, ich geh' noch nicht auf den Straßen herum. Auf wen soll ich denn böse sein? Man soll nur sagen, was man will. Es werden ja Menschenworte sein und kein Ochsengebrüll . . . und mir ist die Heiligkeit und die Ehrlichkeit der Menschen zur Genüge bekannt. . . . Ach, wie sie mir bekannt sind! Wenn man mich zum Richter gewählt hätte, würde ich nur die Toten freisprechen!“ Sascha lachte böshaft und sagte: „Nun, wir haben schon genug über Dummheiten gesprochen . . . setz Dich an den Tisch!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Sibirien.

Wenn wir das Wort „Sibirien“ aussprechen hören, bemächtigt sich unser ein seltsames Gefühl. Wir denken zunächst nicht an die Ureinwohner, für die der Fischfang und die Jagd meist die Hauptbedingung des Lebens bilden, wir denken nicht an die freien Ansiedler, die dort mit oder ohne Erfolg ihr Glück versuchen, auch nicht an die gewaltigen Rändereien und die enormen Reichthümer der Kohlen- und Mineral-Bergwerke, die jetzt, da Sibirien durch Erbauung der Eisenbahnen ganz erschlossen ist, besser ausgenützt werden können — nein, wir sehen vor allem jene düsteren Bilder, die sich dort so oft in der Stille und im Gebeimen abrollen, jene physischen und moralischen Leiden zahlloser Verbannten, für die das Exil nicht nur einen Abschied von den Angehörigen und der Heimat, sondern sogar einen Abschied von jeder Hoffnung, ja vom Leben bedeutet.

Neben diesen Verbannten giebt es noch eine Unzahl von Kriminalverbrechern, die jahraus jahrein zu Laufenden nach Sibirien, meist nach Sachalin deportiert werden, um dort ihr Dasein zu beschließen. Ob aber Sibirien für alle auch der geeignete Ort ist, ob nicht viele derselben eher ins Zrenthaus gehören, mag dahingestellt bleiben. Und obwohl sich in letzter Zeit einiges gegen früher gebessert hat — die Gefangenen sollen jetzt nicht mehr etappenmäßig zu Fuß, sondern mit der Eisenbahn nach dem Bestimmungsort befördert werden —, so ist das Schicksal dieser Menschen noch derart hart, daß es sich wohl belohnt, mit wenigen Worten darauf einzugehen.

Alle zur Zwangsarbeit Verurtheilten werden in Ketten geschmiedet und am frühen Morgen unter Aufsicht von Soldaten zur Arbeit hinausgeführt. Im Winter, wenn der Schnee in Massen niederfällt, wird es den Leuten unmöglich, mit den gefesselten Füßen vorwärts zu kommen. In solchen Fällen nimmt man den Gefangenen die Ketten ab und legt sie ihnen auf dem Heimweg nach der Kaserne wieder an. Manche Sträflinge wollen um keinen Preis arbeiten; sie werden isoliert und verlassen ihre Zellen nur, um gezüchtigt zu werden. Sie verbeißen den Schmerz und trösten sich damit, daß man sie täglich nur einmal und nicht zu Tode prügeln darf, während doch die Arbeit von früh bis spät dauert. Im Winter werden die Gefangenen nicht so sehr beaufsichtigt, da die harte Jahreszeit eine Flucht durch die vom Sturm gebildeten Eis- und Schneehügel geradezu ausschließt, und jeder, der sie waagt, einem sicheren Tode entgegengeht. Sobald aber die Jahreszeit milder wird, denken viele an die Flucht. Bisweilen gelingt es auch zu entkommen, meist werden aber die Flüchtlinge wieder eingefangen — für ihre Entlieferung hat der Staat fünf und für ihre Leiden zwei Rubel ausgesetzt —, oder sie lehren auch von selbst zurück. Jeder Fluchtversuch wird dadurch bestraft, daß man den an den Füßen Gefesselten noch an einen Karren schmiedet. Früher besetzte man ihn an den Händen, jetzt aber werden Handgelenke nur ausnahmsweise für sehr harte Verbrechen angelegt. Der Karren wiegt etwa 80 Pfund und wird mittels einer langen Kette mit den Füßen verbunden. Der Gefangene muß ihn, wohin er auch gehen mag, vor sich schieben und sogar des Nachts unter der Britsche halten. Diese grausame Strafe wäre kaum zu ertragen, wenn die Gefangenen durch Abnahme der Ketten nicht wenigstens zeitweise ausruhen könnten. Es ist sehr schwer jemanden absolut fest zu schmieden; will sich der Gefangene freimachen, so schmiedet er vorher die Ketten tüchtig mit Seife ein und sucht mit Hilfe der Kameraden, allerdings unter großem Schmerz sich des Eisens zu entledigen, um, wenn auch nur einige Stunden, von der Qual erlöst zu sein.

Wenn das Betragen eines Gefangenen gut ist, so wird ihm gestattet, außerhalb der Kaserne zu wohnen; er muß aber täglich mehrere Stunden im Gefängnis zubringen, um die vorgeschriebene Arbeit zu leisten. Ist der Zwangsarbeitstermin vorüber, so wird der Sträfling entlassen und darf im Freien wohnen; er steht aber noch unter Aufsicht. Will er dem Bauernstand angehören, so muß er sich selbst ein Haus errichten. Viele Verbannte bekommen Lebensgefährtinnen, damit sie gemeinsam die Wirtschaft besorgen können. Es sind das meist Frauen, die wegen eines Mordes zu Zwangsarbeit verurteilt wurden. Bisweilen kommt es vor, daß die Frau ihrem zu Zwangsarbeit verurteilten Mann freiwillig folgt. Ein solcher Verbrecher hat große Vorrechte; er wird nicht gefesselt, wohnt mit seiner Familie außerhalb des Gefängnisses und braucht nicht einmal für dasselbe zu arbeiten. Deshalb bedauern die ledigen Sträflinge, daß sie sich vor dem Begehen ihrer Straftat nicht verheiratet haben. Sie meinen, man habe sie nicht des Verbrechens wegen so hart bestraft, sondern deshalb, weil sie ledig sind. Diese Folgerung mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein, denn es passiert oft, daß von zwei an demselben Morte Beteiligten und zu den gleichen

Estrafen Verurteilten der eine gefesselt, mit halbrasiertem Kopf im Gefängnis schmachtet, während der andre, weil er verheiratet ist, im Freien leben darf.

Werken wir jetzt einen Blick auf das innere Gefängnisleben! In vollster Blüte steht hier das Kartenspiel, und es fehlt auch nicht an berufsmäßigen Spielern, für welche diese Beschäftigung ein umgänglich notwendiger Bestandteil ihres Lebens, sozusagen ihre einzige Leidenschaft geworden ist. Zuerst verlieren sie ihr eignes Bett, dann ihre Kleider, die sie bekommen haben oder später bekommen sollen, ferner die Brot- und Suppenportionen, so daß sie tages, wochenlang nichts zu essen haben und sich lediglich von den bei den Mahlzeiten übrig bleibenden „Abfällen“ ernähren, bis sie über kurz oder lang an der Schwindsucht zu Grunde gehen. Ja, mehr noch! Manche spielen um ihre Britschen und sind dann gezwungen, unter denselben im Schmutze zu schlafen, und wenn alles das nicht ansteigt, setzen sie ihre Kraft ein, und müssen dann für zwei Personen arbeiten. Genügt aber auch das nicht — so wird selbst die Zukunft geopfert! Solche Menschen schließen einen sogenannten „Ehebund“, d. h. sie vertauschen ihren Namen mit denen anderer Verbrecher, die noch zu jahrzehntelanger Zwangsarbeit verurteilt sind, während ihnen selbst vielleicht nur ein kurzer Termin geblieben ist. Dafür bekommen sie etwa 5—10 Rubel, die ihnen im Spiel bald wieder abgenommen werden. Daß es in diesem „Klub“ an Fälschern und Schwindlern nicht fehlt, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Sehr „interessant“ ist die Herstellungsweise der Karten. Dieselben werden aus dem Karton der Cigarettenpackungen geschnitten und mit . . . Blut gezeichnet. Der mit dem Anfertigen betraute „Meißler“ taucht ein am Ende eines Löffels befindliches Stückchen Brot, das die Form eines Quadrats, Kreuzes, Herzens usw. hat, in den stark blutenden Finger ein und prägt es dann auf dem Karton ab. Diese Prozedur ist natürlich sehr schmerzhaft und bedingt oft Ohnmachtsanfälle, aber die Ausführenden, daß man dafür Brot oder gar einige Kopelen bekommen wird, verleiten die Hungernden zu diesem Opfer, umso mehr als man ihnen von vornherein versichert, man werde nicht für das ganze Spiel, sondern nur für einen „Saß“ Blut entnehmen. Die Figuren werden durch verabredete Zeichen ersetzt; befindet sich aber unter den Gefangenen zufällig ein geschickter „Künstler“, so malt er auch wirkliche Damen, Könige und Buben hin. Neben dem Kartenspieler wird noch das „Knobeln“ thätig betrieben, wobei man die Würfel aus den in der Suppe aufgefangenen Knochen, aus Seife oder Brot anfertigt.

Die Behörden sind natürlich darüber genau informiert, vermögen aber doch nichts zu thun. Sie wissen wohl, daß ein solcher Verbrecher ebenso leicht mordet, wie er ein Stück Brot im Spiel erschwindelt. Und nichts wird bei ihnen so sehr bestraft, als gerade Verrat oder Spionage. Ja, die Fälscher dürfen nicht einmal preisgegeben werden. Ueberhaupt haben die Sträflinge ihren eignen Kodex, und weisse dem, der sich ihren Vorschriften nicht fügt! Jede noch so geringe Ausschreitung wird aufs strengste bestraft. Sie haben sogar ihr Ehrenwort und achten darauf, daß es eingehalten wird. Das wissen die Behörden ganz gut, und es ist noch niemals vorgekommen, daß jemand, der auf sein Ehrenwort für kurze Zeit entlassen wurde, nicht zur Mitternacht zurückkehren sollte. Sogar auf einen „guten Ton“ wird großes Gewicht gelegt. Ein anständiger Verbrecher soll z. B. etwaoige Urteile — und diese sind sehr häufig, da Diebstähle, Morde oder Fluchtversuche nicht zu den Seltenheiten gehören — ruhig und so gleichgültig anhören, als handle es sich gar nicht um seine Person. Nur wenn ihm das Urteil zu hoch zu sein scheint, ist es gestattet, das Gesicht zu verziehen. Sonst aber darf er es sich gar nicht anmerken lassen, und jedes Wort der Mene oder des Mitgefühlts ruft bei den übrigen ein Hohngelächter und Verachtung hervor. Wird jemand geächtigt, so soll er nicht einmal das Gesicht verzieren. Sieht er aber unwillkürlich einen Laut von sich, dann „ist er durchgefallen und hat die Probe nicht bestanden“. —

B.

### Kleines Feuilleton.

— **Vulkane auf Kamtschatka.** Der „Kölnischen Zeitung“ wird aus Petersburg geschrieben: Die Halbinsel Kamtschatka ist reich an Vulkanen. Die meisten dieser Feuerberge sind längst erloschen, nur einige wenige sind fast ununterbrochen thätig. Größere Ausbrüche gehören indessen zu den Seltenheiten. Auch der Awatscha hatte sich seit vielen Jahren ganz ruhig verhalten, und die Bewohner Kamtschatkas waren daher sehr überrascht, als der Berg am 20. Juli vorigen Jahres um 6 Uhr morgens plötzlich laut zu murren begann. Der Donner dauerte mehrere Stunden und war so gewaltig, daß man ihn in allen umliegenden Ortsschaften, auch in Nikolajewsk und Petropawlowsk, hörte. Die Fenster klirrten, die Thüren brangen von selbst auf, so stark waren die Bodenschwingungen. Gegen neun Uhr morgens stieg eine mächtige, dicke Rauchsäule aus dem Krater des Vulkans zum wolkenlosen blauen Himmel auf, bald darauf sah man eine weißlich leuchtende Feuersäule über dem Berggipfel stehen, und rotglühende Steine wurden hinausgeschleudert, während breite Lavaströme aus dem Krater flossen. Das Feuer war nicht länger als fünf Minuten zu sehen, dann traten wieder schwarze Rauchwolken an seine Stelle. Schon nach einer halben Stunde war der schneeige Gipfel des Awatscha schwarz geworden; schmutzige, glühende Lavamassen bedeckten ihn, der sonst blendend weiß gen Himmel ragt. Das Schneewasser stürzte mit den rauchenden Lavaströmen zusammen den Berg hinunter, und die

schmutzigen Wasserbäche ergossen sich in die Mutnaja, einem Nebenfluß der Awatscha, deren kristallklare Fluten von den Schwefelmassen getrübt und verunreinigt wurden. Die Fische, welche im Sommer in dichten Schwärmen diesen Fluß hinaufziehen, um zu laichen, machten sofort kehrt, jedoch starben eine Menge von ihnen, noch ehe sie das Meer wieder erreicht hatten. Der Ausbruch des Feuerberges dauerte am 20. Juli mehrere Stunden, weitere Ausbrüche folgten am 22. und 26. Juli. Dann beruhigte sich der Vulkan. Eine dünne Rauchsäule stand wochenlang über dem Gipfel des Berges und verschwand erst am 3. August völlig. Die Lavamassen, welche der Awatscha ausspie, waren am 28. Juli, wie es schien, erstarrt, denn bald darauf wurde das Wasser der Mutnaja und der Awatscha wieder rein, klar und genießbar, und die Fische kamen in Schwärmen wieder. Das seltene, gewaltige Naturereignis, das die Bewohner Kamtschatkas im vorigen Sommer zu beobachten Gelegenheit hatten, blieb für sie übrigens nicht ohne unangenehme Folgen. Ein „vulkanischer“ Husten befiel alle Leute. Vom 23. Juli bis Mitte August gab es auf der ganzen Halbinsel niemand, der nicht hustete. Es war ein trodener Husten, an dem Alt und Jung litt; er wurde durch den feinen, kaum sichtbaren vulkanischen Staub hervorgerufen, der in Südkaamtchatka sich auf jedes Blatt und jeden Halm legte. Vieh und Pferde fraßen übrigens das Gras mit unbedingtem Appetit während der ganzen Zeit, wo der Awatscha thätig war. Der vulkanische Staub beeinflusste also offenbar den Geschmack des Grases nicht. Während jener Zeit regnete es nicht einmal. Ein russischer Arzt in Petropawlowsk meint, daß die große Zahl der Lungenerkrankten auf Kamtschatka, wo die Lungenschwindsucht sehr verbreitet ist, auf den vulkanischen Staub zurückzuführen sei, den der Kamtschaker verbreitet. Dieser Vulkan ist ununterbrochen thätig, doch sind seine häufigen Ausbrüche immer weit unbedeutender, als es die des Awatscha im letzten Sommer waren. —

### Theater.

**Eröffnungs-Vorstellung der „Neuen Bühne“.** „Münchhausen“. Ein deutsches Schauspiel in 5 Akten von Herbert Eulenburg. — Es war ein melancholischer Anfang — dieses Stück, mit dem die neueste dramatische Probieanstalt am Mittwochnachmittag ihre Vorstellungen eröffnete. Ein „deutsches“ Schauspiel, schon dieser aufdringlich schmückende Nebentitel ließ wenig Erfreuliches erwarten. Vermuthlich soll die Sentimentalität und Freundesträne, mit der der Dichter den genialen Plinkerer ausgestattet hat, das „Deutsche“ in dem Stücke sein. Derartige Vortrefflichkeiten können eben nur auf vaterländischem Boden wachsen! Doch das fatale, renommirende „Deutsch“ einmal beiseite — der Gedanke, die hysterische Figur des großen Windbeutel und Spahmachers psychologisch zu vertiefen, Münchhausen in freier Dichtung einmal als weiche, zartfühlende und bei aller phantastisch auffschneidenden Großmannsucht im Herzensgrund wahrhaftige Natur darzustellen, wäre an sich so übel nicht. Auch die Wirklichkeit spielt mit derlei Kontrasten nicht. Aber aus der Tiefe dichterischer Anschauung heraus müßte ein solcher kompliziert-widerspruchsvoller Typus, wenn er mit der Kraft lebendiger Wahrheit unser Herz ergreifen soll, gestaltet werden. Bei Eulenburg ist nur die Absicht, nicht das Vollbringen. Sein Münchhausen ist da am lächerlichsten, wo er am meisten rühren soll. Die dramatische Liebesgeschichte, in der die tieferen Wesenszüge seines Charakters sich entfalten sollen, wirkt komödiantischer als alle Lügengeschichten des Barons. Nur daß die Kurzweil dabei fehlt.

Die „Handlung“ spielt, wie der Theaterzettel behauptet, im Hannoverischen, der Heimat des wirklichen Münchhausen, um 1750. Der Baron, der in dem Stücke nur ein Pferd, einen Diener und ein Schwert sein eigen nennt, zieht als ein Strümpfereiter im Lande umher. Im ersten Akt erscheint er, Obdach und Aufnahme begehrend, auf dem Schloß eines alten Freundes, wird, da der Hausherr ferne, abgewiesen und springt nach allerhand phantastischem Gerede zum Fenster hinaus. Im zweiten Akt wird er von diesem Freunde zurückgeführt. Des Hauses Herrin muß Abbitte thun und scheint, als ihr Münchhausen die furchtbar traurige Geschichte, wie er um Hab und Gut gekommen, erzählt hat, alsbald in großer Liebe zu verfallen. Jedenfalls schenkt sie ihm auf der Stelle eine weiße Feder, läßt sich im nächsten Akte von ihm vorlesen und giebt ihn zu verstehen, daß sie ihr zärtlich-biederer Gotte langweilt, worauf Münchhausen plötzlich von ihr fortstürzt. Sofort erscheint eine Kante, um die Dame und das Publikum über die Gründe des Verschwindens aufzuklären. Münchhausen hat nämlich einen Junker, der bei nächtlicher Pöberei sich über die Schloßfrau mollierte, zum Duell gefordert, um zehn Uhr vormittags. Da es kurz vor zehn, befreit man, daß er es eilig haben mußte. Die Dame stürzt ihn nach. Dann Scenenverwandlung und arline Waldwiese. Münchhausen philosophiert. Er hat — man weiß nicht recht warum, jedenfalls lieh er bis jetzt dem Freunde gegenüber sich nichts zu Schulden kommen — ein äußerst schlechtes Gewissen. Er will zur Ehre sterben, zumal da er mit seinem linken Arm — der rechte ist gelähmt — nicht gut schicken kann. Aber es kommt anders. Im Zweilampf fällt der arge Junker. Die Dame stürzt herbei, ringt Münchhausen den Abschiedsbrief, den er als Todesandibat verfaßt hat, ab, worauf dieser abermals hinwegstürzt. Im nächsten Akt kommt es nach einem einleitenden Gespräch der Kante und der Freiin, worin wir über die gewaltige Liebe dieser näher unterrichtet werden, zu einem Kusse auf die Stirn und zu abermaligem Hinwegstürzen des Helden. Vergebens, daß er sie an ihre Pflicht

und an die Trefflichkeit des Fremdes erinnert hat. Nun flieht er in die weite Welt. Aber der Lebensmut, die Lust am klotten Fabulieren und Lügen ist dahin. Ihm fällt nichts Lustiges mehr ein. Die Dame, die ihm diesmal nicht mehr selbst nachstürzen kann, hat als Ersatz dafür ihm einen Voten nachgeschickt. Der soll erzählen, sie sei tödlich krank, sie müsse den Baron noch einmal sprechen. Schmutztricks lehrt der unglückliche Ritter um und findet sie gesund bei ihrem ahnungslosen Gatten, der zur Feier des Wiedersehens sofort Champagner kommen läßt. Es dunkelt und nun kommt die Tragik. Auf einmal, nach einem Toast auf die Freundschaft, fängt Münchhausen — vermutlich hat er Gift in seinen Wein gethan — zu sterben an. Die Gelegenheit ist möglichst unpassend gewählt. Was er dem Freunde immer verborgen wollte, den großen Kampf seiner entsetzenden Liebe, das verrotten seine Todesphantasien. Vom Anfang bis zu Ende leere Theatererei und dabei ohne Spur von Theaterromantik.

Wie die ersten, versagten auch die heiteren Szenen. So vor allem das künstlich Chateaufarisierende Gespräch zwischen dem Diener und dem Dorfschulzen mit den vielen „Stems“ und den tiefstimmigen Reflexionen über die Tabakdose des gefallenen Junkers, die, nachdem Fürsten aus ihr geschmupft haben mögen, jetzt ihr Kraut der Nase eines einfachen Dorfschulzen zu Diensten stellt. Dafür kam aber auch ein leibhaftiger, höchst intelligenter Fedel auf die Bühne. Es schien ganz wesentlich das Vergnügen über diese sinnige Uebersetzung zu sein, was dem zweiten Akt zu so lautem Applaus verhalf. Trotzdem der Dichter oder das neue Bühnenumternehmen im Publikum über eine Menge a priori-beifalls-lustiger Parteigänger verfügte, flaute dann aber die Stimmung zusehends von Akt zu Akt ab. Das Klatschen wurde immer schüchtern und hatte am Schluß mit ganz energischem Zischen zu kämpfen. Einen Dienst hat man dem jugendlichen Autor mit der Aufführung sicher nicht geleistet, es sei denn, daß er nun die Schwierigkeiten einer dramatisch-bühnenfähigen Gestaltung richtiger einschätzen lernt. Daß die Sprache in den Partien des Dramas hier und dort bildliche Kraft verliert, soll nicht gelnaget werden, aber das Beste, die charakteristische, andeutungsreiche Kürze, fehlt ihr. Wenn die Wiedereinführung des Janbus solcher Reife die Thore öffnet, dann sind die Verse ganz gewiß vom Uebel.

Auf das Spiel, wie viel es auch zu wünschen übrig ließ, darf der Mißerfolg in keinem Fall geschoben werden. Direkt störend war nur die Besetzung von ein paar Nebenrollen. Herr Jwald, dem die Hauptrolle zugefallen war, setzte alle Kraft ein und brachte den Münchhausen, wie mir schien, ganz wohl den Intentionen des Dichters entsprechend, zur Darstellung. Herr Thurner, als Diener des vagierenden Barons, wirkte in seiner Derbheit ganz frisch und natürlich. —

**Musik.**

Henry Pierson, mit seinem Koloraturtitel genannt Direktor der Generalintendantur der königlichen Schauspiele, Geheimregierungsrat, ist am 16. d. M. gestorben. Durch die Stellung, die der Verstorbene eingenommen hat oder vielleicht hätte einnehmen sollen, rechtfertigt sich ein kurzes Eingehen auf diesen Fall. Pierson war die eigentliche Seele beider Hofinstitute, begabt mit Vorliebe für Musik, mit einer vielgepriesenen Umsicht und mit einer an solchen Stellen anscheinend heimischen Virtuosität des Versprechens. „Man“ betont, daß es lediglich nach ihm, ohne Rücksichtenzwang, in dem ihm untergebenen Land hätte besser gehen können. Es ist nun nicht auszuwischen, daß ein Theaterbeamter, wie Pierson einer war, zum Direktor besser taugt als mancher Künstler. Wie ein guter Künstler noch nicht ein guter Lehrer sein muß, so muß er auch nicht just ein guter Direktor sein; Differenzierung der Berufe ist ja an sich eine erstrebenswerte Sache. Fassen wir aber alle hierher gehörigen Punkte der gegenwärtigen Verhältnisse, mit den sich aufdrängenden Vergleichen, kurz zusammen, so kann das Ergebnis nur die Forderung sein: setzt man einen wirklichen Künstler als wirklichen Leiter des Schauspielhauses ein, und einen eben solchen fürs Opernhaus! Würde für Pierson jene hochbetitelt Stelle, wie es heißt, eigens geschaffen, so ist jetzt Zeit, die dem Opernhaus not thunende Stelle zu schaffen; ob es nun eigens für Richard Strauß sein soll oder nicht, ist eine zweite Frage. Die Wiener Oper erfreut sich seit langem der Stelle eines „Direktors“, der zugleich erster Kapellmeister ist; die Münchener Doppelbühne hat einen Intendanten, der Schauspieler und Regisseur ist; die Dresdener Oper hat einen Dirigenten, der wenigstens theatrisch die Seele des Hauses ist. Was in dieser Weise ein Mahler, ein Popsart, ein Scharf — wohl auch ein Motil in Karlsruhe — leisten können, das könnte ebenso bei uns ein entsprechender Künstler leisten, den man nicht bloß den Taktstock und einen Titel, sondern die wirkliche Oberleitung geben würde. Ihm zur Seite hätte dann ein Geschäftsmann des Direktorats zu stehen. Seinem Generalstab sollte aber auch ein „Gesangsvortragsmeister“ angehören — in Berlin leit ja Julius Sey; und wäre jener Oberleiter selber dieser Vortragsmeister, so würde auch dies eine künstlerisch vernünftige Anlage sein. Allein ohne eine derartige Einrichtung werden wir es über ein Institut zur finanziellen Ausschlichtung der Wagner-Opern hinaus schwerlich bringen.

Statt der vielen Nachrufe, zu denen wir gedrängt sind, möchten wir in Wahrheit lieber Zurufe auf noch

Lebende und Hervorrufe auf längst Tote darbringen. Es ist doch z. B. auch ein beachtenswerter Fall, daß Theodor Kirchner (wem nicht alle Erinnerungen und Notizen täuschen) noch lebt und sein 80. Lebensjahr hoffentlich wirklich am 10. Dezember dieses Jahres erreichen wird. Kirchner, der große Komponist des Kleinen, der Schöpfer unscheinbarer, aber mit der feinsten Künstlerkraft durchgeführter Klavierstücke — unsre Konzertprogramme scheinen ihn kaum zu kennen. Wenn Hinz und Kunz, die auf das Publikum angewiesen sind, beim Landläufigen bleiben, so mögen sie's in Beethovens Namen thun; ein d'Albert brauchte die Mode nicht mitmachen. Zwar giebt es in strengem Sinne überhaupt nichts „Abgedroschenes“; jedes bekannte Stück vermag ein willkürlicher Vortragskünstler neu zu gestalten. Also ruhig auch Bekanntes bringen! Das eine thun, aber das andre nicht lassen! Wie gern hätten wir im neulichen „Einzigem Klavier-Abend“ d'Alberts unsre materialen Kenntnisse in der Musikkritik erweitert gesehen! Allerdings hat die Begnügung mit Bekanntem reichlich gelohnt. d'Albert ist eben ein Meister der freien Beiseeltheit im Vortrag. Nicht jenes willkürlichen Tempo-Wechsels, das wir vor einiger Zeit von M. van de Sandt zu hören belamen, sondern jener Bewegtheit im Kleinsten, die den großen Grundlinien nicht nur nichts anhat, sondern sie vielmehr erst recht heranstreift, und die es so meisterhaft versteht, „leichte“ und „schwere“ Töne einander gegenüber zu setzen! Und das nicht in der verstandesmäßigen und schwerfällig lehrhaften Weise, die sich ergibt, wenn Verständnis ohne Künstlertum (wie manchmal Künstlertum ohne Verständnis) vorhanden ist, sondern mit jener Anmut, für die wir wohl keinen besseren Namen finden als den des „Leichtfüßigen“. Dazu tritt bei d'Albert etwas wie ein Gefühl der Wärme an dem rauschenden, beständigem Klang des eigenen Spieles, an dem Eindruck des in das Werk Hineingelegten. Durch all das steht d'Albert in einem starken Gegensatz gegen solche Spieler, denen es vor allem auf eine scharfe Interpretation des vorzutragenden Werkes ankommt. So spielte Bilow; so soll Taubig gespielt haben, dessen frühes Ende mit charakterisierender Uebertreibung darauf zurückgeführt wird, daß er an seinem Bestreben zu Grunde gegangen sei, das (unmögliche) Ideal einer bedingungslos objektiven Vortragweise zu erreichen.

Doch eben dieses Objektive, die treuliche Deutung des vom Komponisten Gewollten, tritt bei d'Albert manchmal zu sehr zurück; mehrmals möchte man z. B. etwas mehr die elementaren metrischen Grundzüge nachgezeichnet sehen. Und dies schon, wenn man die vorgeführten Werke kennt; ob ein weiteres Publikum eine ihm unbekannt Komposition in der d'Albertschen Vorführung so deutlich vor Ohren oder Augen bekommt, daß er sie nun klar in der Erinnerung heimtragen kann, darf man einigermassen bezweifeln. Schumanns Phantasie op. 17, ein für Spieler wie Rubinstein und d'Albert ganz besonders geeignetes Stück, schien mir im mittleren Satz dem doch zu schnell und zu phantastisch fladernd gespielt. Die größte Wirkung erzielte der Künstler wohl mit Schuberts „Phantastische-Sonate“ G-dur op. 78; der Dacapo-Begehrt des Menuetts war gegenüber dieser nicht mehr in Worte zu fassen, gerade nur durch sich selbst sprechender Darstellung wahrlich nicht zu viel. — sz.

**Humoristisches.**

— Darum! Mutter: „Warum willst' denn den Besitzer vom Floh-Cirkus net heiraten?“  
 Tochter: „Weil ma selber guua ham!“ —  
 — Je nach der Tageszeit. Siddy: „Ich wette, Du bist da feuerrot geworden, wie er das zu Dir sagte!“  
 Siddy: „Ach, geh! Zu was denn? — Es war ja schon ganz finster!“ —  
 — Die agrarische Mode. „Aber, gnädige Frau, Sie, die notorisch feine reiche Rittergutsbesitzerin, sprechen von nofleidender Landwirtschaft?“  
 „Ja, Herr Doktor, man will doch in der Mode nicht zurückbleiben.“ — („Jugend.“)

**Notizen.**

— Der Schweizer Romandichter Jakob Heer, der in den letzten Jahren Redacteur der „Gartenlaube“ war, macht die Uebersiedelung dieses Blattes von Stuttgart nach Berlin nicht mit. Er geht nach der Schweiz zurück, wird aber Mitarbeiter der „Gartenlaube“ bleiben. —  
 — Das Entlassungsgesuch des Generalintendanten Hochberg ist vorläufig abgelehnt worden. —  
 — Robert Wisch's Lustspiel „Das Ewig-Weibliche“ wurde nach der ersten Aufführung in Danzig verboten, weil das sittliche Empfinden eines Teiles der Theaterbesucher durch den Inhalt des Stückes erheblich verletzt worden sei. —  
 — „So ist das Leben“, ein romantisches Kostümspiel von Frank Wedekind, geht am 1. März erstmalig im Münchener Schauspielhaus in Scene. —  
 — Engelbert Humperdinck ist von der Akademie der Künste zum ordentlichen Mitglied gewählt worden. —  
 — Ein Denkmal John Ruskins ist dieser Tage in der „Dichtered“ der Westminster-Abtei enthüllt worden. —  
 Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 23. Februar.